

1/15

33. Jahrgang der

«Rundbriefe»

Luzern, Februar 2015



Journal der Theologischen
Bewegung für Solidarität und
Befreiung – TheBe

Erwägungen

«Der Bruch muss
nicht beim Aufbrechen
sichtbar werden»

Thema

**Brüche, produktive
Fremdheit, Mehrwert
Mensch**

Erwägungen und ein
Gespräch zwischen
Simone Dollinger
Eveline Gutzwiller Perren
Christine Imholz
Andreas Hugentobler
Andrea Moresino Zipper
mit Bildern von
Daniel Ammann

«Der Bruch muss nicht beim Aufbrechen sichtbar werden».

Christine Imholz

◆ Brüche, produktive Fremdheit, Mehrwert Mensch

Menschen aus der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung brechen auf – zu Personaleinsätzen irgendwo in der einen Welt. Seit vielen Jahren gibt es solche Aufbrüche, und auch jetzt im Moment finden sie statt. Auch die Rückkehr von einem solchen Einsatz ist wieder ein Aufbruch.

Wir haben Menschen, die aufgebrochen sind, Fragen gestellt. Wir haben Menschen befragt, die gerade aufgebrochen sind, und Menschen, die wieder zurückgekehrt sind. Wir haben sie alle per Mail miteinander ins Gespräch gebracht. Es sind Erwägungen entstanden, die zum Nach- und Weiterdenken einladen. Drei Fragenkomplexe standen im Zentrum. Sie riefen Erfahrungen ab und luden zu Reflexionen ein: Es ging um Brüche und darum, was sie sichtbar machen können, um die mögliche Produktivität von Fremdheit und um den Faktor «Mensch» in der Solidaritätsarbeit. Nach diesen drei Fragenkomplexen sind die Gesprächsbeiträge geordnet.

Ich danke von Herzen den fünf Menschen, die sich bereit erklärt haben, die Fragen aufzunehmen, von ihren Erfahrungen zu berichten, Erwägungen dazu anzustellen und sich in ein Gespräch über Kontinente hinweg zu begeben. Danke Simone Dollinger, Eveline Gutzwiller Perren, Christine Imholz, Andreas Hugentobler und Andrea Moresino Zipper! Ich danke auch Daniel Ammann, der das Gespräch mit Bildern bereichert und vertieft hat. Und ich danke Markus Büker und Susanne Brenner-Büker für die Unterstützung beim Fragenstellen! In dieser Ausgabe der Erwägungen gibt es keine eigene Seite «Workout für Engagierte». Deren Anliegen, dass Menschen erzählen, wie sie Kraft für ihr Engagement finden und erhalten, wird in den Gesprächsbeiträgen der gesamten Ausgabe eingelöst.

Peter Zürn

Inhalt

1	Brüche - beim Aufbrechen hin und zurück und dazwischen
7	Produktive Fremdheit
13	Mehrwert Mensch
17	Aus der Bewegung für Solidarität und Befreiung

Brüche – beim Aufbrechen hin und zurück und dazwischen

Erwägungen und ein Gespräch zwischen

Simone Dollinger,
2014 mit Familie aufgebrochen nach Bolivien

Eveline Gutzwiller Perren,
2001 alleine aufgebrochen in verschiedene Länder Afrikas und des Nahen Ostens und 2005 in die Schweiz zurückgekehrt

Christine Imholz,
1986 alleine aufgebrochen nach Kolumbien in verschiedene Einsätze und 2013 in die Schweiz zurückgekehrt

Andreas Hugentobler,
2014 mit Familie aufgebrochen nach El Salvador

Andrea Moresino Zipper,
2014 mit Familie aufgebrochen nach Bogota

Bilder

Daniel Ammann,
Bethlehem Mission Immensee

◆ *Aufbrechen – wie viel Bruch ist dabei? Brechen womit? Was macht der Bruch sichtbar?*

Zurückkehren – auch wieder ein Bruch? Womit? Was wird darin erkennbar?

Wie ist es, allein zu gehen und anzukommen? Als Paar? Mit Kindern?

Wird der Bruch heute anders erlebt und gestaltet als früher zum Beispiel angesichts der neuen Kommunikationsmöglichkeiten?

Simone Dollinger:

Im Mai 2014 sind wir als Familie aufgebrochen nach La Paz zu einem Personaleinsatz mit der Bethlehem Mission Immensee/COMUNDO. Haben wir bei diesem Aufbrechen mit etwas gebrochen? Ja, ich denke schon: mit unserem alltäglichen Lebensrhythmus an einem ganz bestimmten Lebensort. Unser Leben in Luzern als Familie, aber auch mit dem ganzen Arbeitsumfeld, ist plötzlich nicht mehr da und es ist kaum möglich, all die lieb gewordenen Beziehungen in der gleichen Intensität aufrecht zu erhalten. Besonders fehlt uns der physische Kontakt zu Eltern und Grosseltern.

Aber das Aufbrechen bedeutet nicht nur Bruch. Der physische Kontakt zu Freunden und Familienangehörigen ist zwar nicht mehr da, aber die Verbindungen brechen nicht einfach ab. Auch Skype und das klassische Päckli aus der Schweiz schaffen hochemotionale Verbindungen. Die Kommunikation scheint mir manchmal sogar intensiver, weil man sich auf das Wesentliche beispielsweise einer Woche beschränken muss. Das Aufbrechen hat bei uns auch dazu geführt, dass wir plötzlich wieder Kontakt hatten mit Menschen, die wir etwas aus den Augen verloren hatten. Offenbar schafft ein Aufbrechen für so lange Zeit und so weit weg wieder neue Anknüpfungspunkte und löst Reaktionen aus. Diese Reaktionen tun gut und bestärken einem besonders in der ersten Zeit, wo sich der neue Alltag noch nicht so recht einstellen wird und vieles noch etwas in der Schwebe ist: Wo finden wir eine Wohnung, wie teilen wir uns Familienarbeit und Personaleinsatzarbeit auf? Wo gibt es eine Kita für unsere Tochter?

Christine Imholz:

Ich war immer wieder erstaunt, mit welchen Menschen der Kontakt auch über die Jahre nicht abgebrochen ist. Bei der Ausreise hätte ich dies bei einigen nicht vermutet – wohingegen zu anderen, mit denen ich vorher intensiveren Kontakt hatte, dies nicht der Fall blieb. Vielleicht liegt es daran, dass damals das einzige Medium (Briefe) nicht allen gleich lag.

Eveline Gutzwiller Perren:

Es war ein langsames Aufbrechen: zunächst Englischkurse; dann die Bewerbung beim Internationalen Komitee vom Roten Kreuz in Genf; ein längeres Auswahlverfahren, die Stellen- und Wohnungskündigung; das Einlagern und Packen; schliesslich das intensive Training im Ausbildungscamp bei Genf, dann das Erfahren meines Ein-

satzortes eine Woche vor dem Abflug und das ausführliche Briefing... Das für mich sichtbarste Zeichen für meinen Aufbruch war die weinrote, metallene Überseekiste, in der ich mein ganzes Hab und Gut für die nächsten Jahre verstaute.

Ich bin bis heute immer wieder von panikartigen Gefühlen der Unfreiheit geplagt, wenn sich – nun mit Familie und Kindern – zu viel Material ansammelt, Ballast: für mich Ausdruck von zu viel Sesshaftigkeit; vom Gefühl, an einem Ort festzukleben; von dem ich nicht mehr «spontan» aufbrechen kann zu Menschen in Krisen- und Kriegsgebieten... Und heute noch sehne ich mich manchmal nach der Weite der Steppen und nach der wärmenden afrikanischen Sonne...

So, wie ich funktioniere, konnte ich diese Form des Aufbrechens nur ohne Partner und Kinder tun, (emotional) unabhängig. Ich glaube, ich bin ein Typ Mensch, der es schwer fällt, sich «nur» partiell einzubringen: 50% berufliches Engagement und 50% Partnerschaft und Familie, oder 60% und 40% oder 23% und 77%. Ich wollte voll und ganz Zeit haben für meine Arbeit, um mich auch ganz einlassen zu können auf die Menschen und ihre akutesten Nöte: auf ihr Land, die Konfliktparteien, die verschiedenen Sprachen, Kulturen und Mentalitäten, die geschichtlichen Beweggründe.

Die Kommunikationsmöglichkeiten waren spärlich. Hauptsächlich Brief- und Paketpost via Genf, die die Verbindung zur «Aussenwelt» aufrechterhielt: sie war sehr willkommen und doch gleichzeitig immer auch wie ein fremdes Stück aus einer anderen Welt. Ich empfand es als sehr schwierig, die so verschiedenen Alltagswelten (Schweiz und Äthiopien, Irak, Jordanien, Kuwait, Angola) miteinander zu verbinden und zog es mehrheitlich vor, zu schweigen. Wenige Male habe ich ein Sammelmil mit persönlichen Eindrücken geschrie-

ben. Gleichzeitig realisierte ich immer wieder, dass ich selber keine innere Ruhe hatte, meinem Schweizer Freundeskreis nahe zu sein – die Distanz war zu gross.

Christine Imholz:

Ich war oft ernüchtert, wie schwierig es mir fiel, andere Menschen per Briefe (und auch beim Heimaturlaub bei Vorträgen) wirklich ein reales Bild meiner damaligen kolumbianischen Umgebung vermitteln zu können. Schlüsselerlebnis: Als mich meine Eltern, mit denen der Briefkontakt (samt Fotos) sehr intensiv war, zum ersten Mal besuchten, sagten sie mir immer wieder, sie hätten sich alles ganz anders vorgestellt. Nach dem ersten Besuch hingegen, war es viel einfacher, daran anzuknüpfen. Je länger ich in Kolumbien war, desto schwieriger fiel es mir auch, darüber in einfachen Worten zu schreiben. Nach und nach wurde ich mir der Komplexität der dortigen Realität bewusster, so dass ein einfaches Schwarz-Weiss-Denken, einfache generalisierende Aussagen, je länger je weniger möglich waren. Ich hatte immer mehr das Gefühl, Kolumbien und den Menschen in den Rundbriefen nicht gerecht zu werden.

Andreas Hugentobler:

Gemeinsam mit meiner Partnerin und unserer einjährigen Tochter sind wir seit März 2014 im Einsatz mit Fidei Donum in El Salvador. Einen ersten Bruch haben wir bereits in der Schweiz, Monate vor unserer Ausreise erlebt: Nach zehn Monaten Bewerbungsprozess bei der Bethlehem Mission Immensee hatten wir noch immer kein passendes Projekt als Theologen-ErnährungsspezialistInnen-Paar im Angebot, die Stelle war gekündigt und die Lust zu gehen gross. Dazu kamen einige institutionelle und strategische Fragezeichen bezüglich Ausrichtung, besonders dem pastoralen und politischen Engagement der BMI, sowie dem Konzept der «insti-

tionellen Förderung». Diesen ersten Bruch, der besonders als langjährige BMI-Engagierte tief unter die Haut ging, hatten wir letztlich mangels attraktiver Projekte selber vollzogen: Wir entschieden uns, mit Fidei Donum in unsere zweite familiäre, soziale und theologische Heimat aufzubrechen – ohne eine Fachorganisation der personellen Entwicklungszusammenarbeit im Rücken, ohne Koordination und Einsatzpartner vor Ort, dafür mit einer grossen Freiheit, Projektorganisation, Fokus und Qualität vor Ort zu bestimmen.



Peru, Pichigua: Für die Quechuas im Anden-Hochland ist die Erde heilig. Die Erde hat die Merkmale einer Mutter, die ernährt und schützt. Die Menschen kommunizieren auch rituell mit ihr – zum Beispiel mit dem pago a la tierra. Mit dieser Feier wird die Erde wohlgesinnt gestimmt, damit sie gute Erträge bringt. Foto: Marcel Kaufmann/COMUNDO

El Salvador schien für uns ein durchwegs bekanntes Pflaster zu sein. Es ist die Heimat meiner Partnerin und seit meiner Studienzeit Ort einer spirituellen und sozialen Beheimatung. Doch die Suche unserer Einsatzorganisation vor Ort führte uns zu einer zweiten Bruch-Erfahrung: Ausgehend vom Ansatz der Option für die Armen standen wir vor der Frage, inwiefern unser Einsatz einen realen Beitrag zugunsten der Ärmsten und vor allem ausgehend von ihrer Realität leisten kann, ohne auf einer institutionellen Ebene mit Aktivitäten für diese Zielgruppe stecken zu bleiben. Dieser Bruch besteht darin, zwischen der Logik europäischer Qualitätskriterien im Kopf und dem Wunsch

einer Arbeit an der Basis im Herz eine Entscheidung zu treffen. Was ist für die Projektauswahl entscheidender: eine institutionell klar strukturierte NGO mit diversifiziertem Fundraising und einer professionellen Arbeit zugunsten Benachteiligter oder eine engagierte Basisorganisation, bestehend aus VertreterInnen dieser Benachteiligten selbst mit minimaler Organisationsstruktur und maximalem persönlichen Einsatz?

Wir entschieden uns für die zweite Variante. In der Praxis jedoch führt dies zu zahlreichen Brucherfahrungen: Meine Kriterien institutioneller Entwicklung und Klärung von Abläufen im Kopf stehen täglich im Kontrast zur Tatsache, dass die Basisgemeinden Fundahmer als ihre Organisation empfinden – im Gegensatz zu «den NGOs», die mal kommen und wieder gehen. Das persönliche (und kulturelle) Bedürfnis nach Klärung von Abläufen und Aufträgen muss sich erst auf die Basiskultur einlassen, bevor es mit Kriterien «guter Organisation» auftritt. Der Theologe Pedro Trigo nennt dies «entrar a la casa del pueblo» – «ins Haus des Volkes eintreten». Gleichzeitig bleibt das Bedürfnis nach Klärung des persönlichen Auftrags (Ziele, Verantwortungsbereiche...) bestehen, damit persönliche Qualitäten fokussiert eingebracht werden können und persönliche Entwicklung möglich wird. Bruch: Das Qualitätsmanagement von und mit den Subjekten der Basis selbst entwickeln, damit es nicht der Versuchung verfällt, die Logik der Geld- oder «Fachleute»-Geber zu reproduzieren und externe Ansprüche vorschnell zu erfüllen.

Christine Imholz:

Dies braucht sehr viel Zeit, auch um sich kennen zu lernen, um Vertrauen und Verlässlichkeiten aufzubauen. In vielen Basisorganisationen sind die persönlichen Beziehungen sehr wahrscheinlicher traditionell wichtiger als klare strukturelle Abläufe.

Zum persönlichen Auftrag: Ich kann sehr gut nachvollziehen, dass es am Anfang schwierig ist, nicht wirklich genau zu wissen, wo der eigene Platz und die eigene Funktion im Gesamtprozess ist. Ich kam nach dem ersten fünfjährigen Einsatz in einer kolumbianischen Landpfarrei (wo der Auftrag auch wie bei Euch sehr weit gefasst war), zur Selbsterkenntnis, dass dort Vieles, was ich im ersten Jahr tat, vor allem Ergotherapie war (nach dem Prinzip «Versuch und Irrtum»), bis ich ein wenig mehr «reinkam» und mit der Zeit klarer wurde, wie ich mich sinnvollerweise einbringen konnte. Da erst einmal nur warten zu können und nichts zu tun, war schwierig und die «Ergotherapie» vielleicht einfach auch legitim. Es gehörte zu dieser Zeit des sich gegenseitig Beschnepperns und Ausprobierens.

Eine längere Anlaufphase wird heute in der Entwicklungszusammenarbeit vieler NGOs kaum mehr zugestanden, weil relativ schnell Resultate erwünscht sind. Bereits im Projektbescrieb werden Grob- und Feinziele genannt (oder neudeutsch vielleicht «Outcome – Output» oder wie sie alle heissen). Nur: Schwierig wird es da, wenn der Projektbescrieb nicht (mehr) der Realität entspricht, was sehr häufig vorkommt. Da steht man dann wieder vor der gleichen Tatsache, zuerst einmal warten und kennen lernen zu sollen. Das fällt nicht einfach bei einer Perspektive eines Einsatzes auf drei bis fünf Jahre hin.

Die Menschen vor Ort haben da mehr Zeit: Sie leben schon seit Jahren in dem Prozess und werden wohl auch noch lange nach unserem Fortgehen darin stecken. Für uns ist es eine sehr dichte, spezielle Zeit, auf die wir uns gründlich vorbereitet haben – für sie ist es der gewohnte Alltag. Auch dies finde ich einen sehr relevanten Unterschied zwischen Einsatzleistenden und Lokalbevölkerung – das kann etwas von den verschiedenen Rhythmen und Intensitäten bei der Arbeit erklären.

Andrea Moresino Zipper:

Mit unserem Aufbruch nach Kolumbien habe ich Gewohntes und lieb gewonnene Menschen zurückgelassen. Wir haben uns aufgemacht, sind aufgebrochen in ein anderes Land mit einer uns fremden Kultur. Als einen Bruch möchte ich unseren Aufbruch aber nicht bezeichnen. Mit dem Wort Bruch verbinde ich eher einen Abbruch, etwas Negatives, keinen Kontakt mehr zu haben, zu dem, was vorher war. Für mich stellt unser Aufbruch nach Kolumbien einen neuen Abschnitt auf unserem Lebensweg dar, eine Veränderung. Wir verändern unsere Lebenssituation, haben unsere Arbeitsstellen gekündigt und unsere Wohnung aufgelöst. Für einige Menschen haben wir ein scheinbar finanziell abgesichertes Leben aufgegeben. Mit der Entscheidung und dem sich daran anschließenden Schritt in ein für uns bis zur Ankunft unbekanntes Land geht man auch ein Stück weit einer ungewissen Zukunft entgegen. In dieser Phase, vielleicht kann man es auch als «Bruch» bezeichnen, braucht es Offenheit für das kommende Neue, ein gewisses – ich nenne es – Grundvertrauen zu sich selbst und zu anderen und auch ein Quäntchen Neugier.

Ich empfinde es als grosses Privileg mit meiner Familie, Ehemann und zwei Söhnen im Alter von sechs und drei Jahren, einen Einsatz in der personellen Entwicklungszusammenarbeit leisten zu können. Aktuell ist es für mich in Bogotá, wo wir leben, wohlthuend, zu Hause Deutsch sprechen zu können, alltägliche Probleme und Herausforderungen nicht alleine meistern zu müssen, sich besprechen zu können und vor allem sich die Verantwortung für die Kinder teilen zu können. Wenn manches nicht so klappt, wie man es sich vorgestellt hat, dann können wir uns gegenseitig stärken und Lösungen überlegen. In fast allen Entscheidungen ist auch das Wohl der Kinder zu berücksichtigen

und wie viel an Herausforderungen man ihnen zumuten darf. Die vielen neuen Eindrücke müssen vor allem von den Kindern auch verarbeitet werden, und dies drückt sich auf je unterschiedliche Weise aus. Dabei heisst es, eigene Vorstellungen und Pläne zugunsten des Kindeswohles zurückzustellen, mehr noch als in der gewohnten Umgebung. Unsere Partnerorganisation ist diesbezüglich sehr verständnisvoll. Abendtermine mit uns beiden sind fast nicht möglich, weil wir derzeit keine andere Betreuungsmöglichkeit haben. Kurzum, wir sind nicht immer beide verfügbar, wie bei Fachpersonen, die ohne Kinder ins Ausland gehen. Unser Aufbruch trifft die Grosseltern wahrscheinlich am härtesten. Die Enkel nur ein-

tels Social Media oder E-Mail tritt man viel öfter, aber auch kürzer, in Kontakt mit den Daheimgebliebenen. Auch aktuelle Ereignisse erreichen mich innert kürzester Zeit.

Christine Imholz:

Der Bruch muss nicht beim Aufbrechen sichtbar werden: Nach fünf Jahren Leben und Arbeiten in einer Landpfarrei mit Mischbevölkerung in Kolumbiens Departement Cauca, (ohne schwerwiegenden Kulturschock) kam ich in eine gross mehrheitlich indigene Zone im gleichen Departement und arbeitete in einem etwa 20-köpfigen Missions-Team mit, zu dem Menschen aus drei Kontinenten, Laien, Priester, Frauen und Männer, Jugendliche und Ältere, darunter auch Indianer gehörten. Erkenntnis: Die Indianer dort sind nicht einfach Menschen mit einer anderen Sprache und etwas anderen Kleidern oder Bräuchen (wie vielleicht bei uns, wenn man zum Beispiel mit dem Engadin vergleicht, wie ich ziemlich naiv angenommen hatte auf der Basis meiner Schweizer Erfahrung von kulturellen Unterschieden), sondern Menschen mit einem strukturell grundsätzlich anderen Zugang zur und Erklärungsmodell der Wirklichkeit, als mein von der westlichen Wissenschaft Geprägtes. Darauf war ich nach fünf Einsatzjahren im gleichen Departement nicht mehr vorbereitet. Zuerst stiess ich am neuen Einsatzort als «greifbarsten» Ausdruck auf die Arbeit der Schamanen. (Wie kann möglich sein und effektiv Wirkung zeigen, was eigentlich nach meiner damaligen, positivistischen Weltanschauung nicht sein konnte? Und da «es» Wirkung hat, muss «es» existieren, ist wohl doch nicht einfach «Aberglauben»). Hinter diesem relativ sichtbaren, wenn auch mir unverständlichen Ausdruck, verbirgt sich zudem eine ganze Kosmvision/Weltanschauung mit anderer Art Logik und einer sich meiner Logik widersprechenden Logik, die Welt zu begreifen.



*Bolivien, El Alto:
Pachamama-Ritual
von Calixto Quispe
mit Kokablättern.
Foto: Marcel Kaufmann/COMUNDO*

oder zweimal während dieser Zeit oder vielleicht gar drei Jahre lang nicht zu sehen, belastet sie sehr. Vor allem, weil sie altersmässig um die achtzig Jahre alt sind.

Ich denke, dass es heute im Vergleich zu früher zu einer Qualitätssteigerung in der Kommunikation gekommen ist, denn die relativ einfache und kostengünstige Benützung der modernen Kommunikationsmittel lassen uns Distanzen überwinden und uns auch näher zusammenrücken. Telefonieren, skypen oder mailen – ein Gefühl des «getrennt seins» stellt sich bei mir nicht ein. Mit-

Ist dann meine bisherige falsch? Und mein Glaube auch «daneben»? Den konnte ich nämlich durchaus mit meinem von der westlichen Wissenschaft geprägten Weltverständnis bis dahin vereinbaren – aber nun damit? Der Boden, auf dem ich stand, begann gehörig brüchig zu werden, Sicherheiten zu bröckeln – ein für mich sehr unangenehmes Gefühl! Bezeichnend für mich (und sehr wahrscheinlich für uns Abendländer): Ich brauchte eine Erklärung – eben aus obenstehendem «entweder-oder»-Denken. Und wiederum bezeichnend für mich: Ich suchte (und fand) Erklärungsmodelle in der Wissenschaft, der Quantenphysik (natürlich auf populärwissenschaftlichem Level): Ein Elektron ist eines der kleinen Teile, aus der die Welt aufgebaut ist; hat bestimmbare Grösse, Gewicht, Ort, Bewegungsrichtung... Aber es kann gleichzeitig auch eine Welle sein, ohne definierbare Grösse, Ort, Richtung. Was, wenn die Indianer ihr Weltbild auf dem «Elektron=Welle/Energie» aufbauen und wir unseres auf dem «Elektron = Körper/Teilchen»? Beides ist in der *Einen* gleichen Welt möglich.

Als ich dies gefunden hatte, beruhigte ich mich innerlich. Und ich konnte mich neugierig darin versuchen, mir diese Welt auch so vorzustellen, dass nicht als erstes immer tiefer analysiert wird, welches schlussendlich die kleinsten Teile sind, aus denen diese Welt aufgebaut ist, sondern dass zuerst den gesamten Beziehungs- und Kräftenetzen als erster Realität nachgefragt wird, aus denen sich dann erst in zweiter Instanz die Teile/Individuen herausbilden und verorten. Wie sieht eine Welt aus, in der das Ideal nicht «der Sieg des Guten» ist, sondern die bipolaren Kräfte beide gebraucht werden und der Idealzustand das Gleichgewicht der Kräfte ist? Dank diesem «Schlüssel» konnte ich für mich Vieles, auch sehr Alltägliches in der neuen Umgebung besser einordnen. Bisher hatte ich oft den Eindruck: Die

Leute schweiften an Versammlungen oder Sitzungen dauernd vom Thema ab oder beginnen bei Adam und Eva und drehen unendliche Kreise, statt gezielt zu fokussieren und eben zu analysieren. Das Abschweifen war jedoch logisch, nämlich ein Verorten des Themas im Ganzen, im Beziehungs- und Kräfte-Netz, das heisst ein in jener Logik völlig notwendiger Vorgang, um ein Thema zu «behandeln» und Lösungen herauszuschälen. In diesem Stadium des «Kulturschocks» half uns Europäern im übrigen auch sehr ein Buch eines Einsatzleistenden der BMI in Peru, welcher als Philosoph über die Andine Philosophie und Theologie geschrieben hat (Josef Estermann). Da fanden wir Worte und Erklärungsmuster die ich (auch ohne philosophische Vorbildung) plötzlich erstaunlich gut nachvollziehen konnte und meine/unsere Überlegungen bereicherten.

Eveline Gutzwiller Perren:

Die Rückkehr war schwierig für mich, vor allem beruflich, aber auch emotional: Wo gehöre ich hin? Was will ich? Was soll ich tun? Das Sesshaftwerden fand ich schwierig, komisch, langweilig: Die immer wieder wechselnden Einsatzorte mit ständig wechselnden beruflichen Aufgabenfeldern – wohl auch der «Adrenalin-Schub», der damit verbunden war – fehlten mir. Was mir jedoch gerade deswegen zunehmend grosse Mühe machte als IKRK-Delegierte: immer wieder die während eines Einsatzes aufgebauten guten Kontakte und Freundschaften zu lokalen Mitarbeitenden und Einheimischen abzubrechen und sich ständig auf neue Beziehungen einlassen zu müssen. Ich wollte nicht zu einer «Sozial-Junkie» werden, wie ich diese Art Unverbindlichkeit für mich in Worte zu fassen versuchte. Und irgendwann war für mich auch klar: Entweder kehrst du jetzt zurück, oder sonst kannst du gar nicht mehr anders, als ein Leben lang unterwegs sein.

Produktive Fremdheit

◆ *Was ist anders, da, wo ich hingehe? Was ist anders geworden, da, wohin ich zurückgekommen bin? Erlebe ich mich als fremd, da wo ich bin? Was ist produktiv an dieser Fremdheit? Was ist produktiv an dieser Art des Fremdgehens?*

Simone Dollinger:

Es gibt seit unserer Ankunft vor allem einen Alltagsort, an dem ich mich immer mal wieder fremd und nicht von hier gefühlt habe, und das ist die Kita unserer Tochter Alma. Ich höre noch einige Lehrpersonen in der Schweiz, die sich manchmal darüber beklagten, dass es so schwierig ist mit Eltern von Kindern mit Migrationshintergrund. Ich kann mir gut vorstellen, dass die ErzieherInnen diese ausländischen Eltern manchmal wohl auch etwas mühsam finden, weil sie immer so viel fragen und dann doch das Falsche mitbringen. In der Tat war es für mich eine Herausforderung zu verstehen, welches Fest nun genau gefeiert wird, welche Verkleidung ich am nächsten Tag Alma anziehen musste und welchen typischen Gegenstand aus dem Departement Pando ich mitbringen könnte. Am Geburtstagsfestli von Alma in der Kita raunte mir

die eine Erzieherin plötzlich zu, wo denn die Pommes Frites seien. Offenbar war dies essentieller Bestandteil eines Geburtstagsfestlis. Hot Dog mit Würstli und Brot, war also nicht ganz richtig. Würstli und Pommes Frites hätten wir mitbringen sollen. Naja, die Kinder waren trotzdem glücklich. Ob dieses Fremdsein etwas Produktives ins sich birgt: Persönlich habe ich in sehr kurzer Zeit sehr viel über Bolivien, Feste und Bräuche gelernt. Und vielleicht, so hoffe ich zumindest, waren meine Fragen nicht nur lästig, sondern haben die ErzieherInnen auch herausgefordert, etwas für ihre Kultur Selbstverständliches zu erklären.

Christine Imholz:

Das sehe ich als wichtigen Punkt an: Als Fremde können und müssen wir zwangsläufig «dumme Fragen» stellen (sofern wohlwollend und respektvoll gestellte «dumme Fragen»), die zum Nachdenken über Selbstverständliches anregen und eine Aussensicht geben. Ich glaube, dass jedes Volk (z.B. auch die Schweiz) solche Aussensichten oder Fremdsichten braucht, um weiter zu kommen, gerade so wie jeder Mensch wohl ein Du braucht, um sich selber besser kennen zu lernen. (Beim Indianervolk der Nasa/Paez war es sehr bezeichnend, dass wegweisende Schritte und Impulse für das ganze Volk häufig nicht zuerst aus dem zentralen Kerngebiet kamen, sondern von den Rändern ihres Territoriums, den Grenzgebieten zu den anderen Kulturen: Als Beispiele dienen die Bewegung der Landrückeroberungen in den siebziger Jahren, die Gründung der ersten «modernen» Indianerorganisation ganz Lateinamerikas, die gemeinschaftliche Erstellung von Entwicklungs- und Lebensplänen.)

Als Fremde im lokalen Team, die wir beim Zusammenleben und -arbeiten die Chance hatten, mit der Zeit immer besser die lokale Logik zu verstehen, hatte ich häufig auch die Funktion, unsere westliche Logik verständlich zu machen

und im besten Fall in ihre Logik zu «übersetzen». Dies war zum Beispiel bei der Erarbeitung von Projekten sehr gefragt, welche ja normalerweise völlig nach «westlicher Logik» funktionieren.

Simone Dollinger:

Im Arbeitskontext nehme ich wahr, dass ich nicht ganz dazu gehöre. Zur Zeit erlebe ich dieses Nicht-ganz-Dazugehören oder eben Fremdsein als sehr produktiv. Die Institution ist daran, eine institutionelle Krise zu bearbeiten. Da ich in diese Krise bislang nicht verwickelt war, habe ich eine gewisse innere Freiheit, mir die Klagen und Sorgen einzelner Mitarbeitenden anzuhören. Ausserdem bin ich nicht blockiert durch Konflikte und kann meine Arbeit tun, was positive Erlebnisse unter den Mitarbeitenden schafft.

Andrea Moresino Zipper:

Als fremd erlebe ich mich schon in Bogotá. Einerseits weil ich mich in der spanischen Sprache nicht so ausdrücken kann wie in meiner Muttersprache, andererseits, weil ich auch von Haut- und Haarfarbe anders aussehe. Gut, es gibt sicherlich KolumbianerInnen, die eine hellere Haut und Haarfarbe haben, aber in dem Barrio, wo wir arbeiten, sind wir sehr auffällig. Meist sind es Blicke, die mich spüren lassen, dass ich mich fremd fühle. Diese sind aber nicht unfreundlich, sondern es sind die neugierigen Blicke auf meine Person. Aber das Empfinden von Fremdsein ist etwas Subjektives.

Eveline Gutzwiller Perren:

Anderem begegnete ich sehr viel. Ich versuche es, von «ausssen» nach «innen» zu beschreiben: die Weite der Steppen und die einsamen Berglandschaften, das Chaos und der Lärm in den Megastädten. Konstant war dafür (im Gegensatz zu bei uns) das Wetter: abgesehen von einer Regenzeit oder einem kurzen Winter stets sonnig und heiss... Ansonsten

war es ein sehr harter Alltag: Bedrückendes, lähmendes Schweigen unter einem Terrorregime; Willkür und Gesetzlosigkeit, die viele Armut und die brutale Gewalt, die grosse Zahl der Kinder und vor allem auch der Frauen ohne Schulbildung, zermürbende Unsicherheit und Misstrauen, die pure Angst.

Ich kam mir als Weisse im schwarzen Afrika die auch auf DolmetscherInnen angewiesen war, in vielen Situationen als Fremde und auch als absolut Privilegierte vor. Symbolisch dafür steht für mich eine Szene, in der ein lokaler Arbeitskollege fast entschuldigend zu mir sagte: Weisst du, der Hund bellt, weil er noch nie eine weisse Frau gesehen hat... Und gleichzeitig entdeckte ich bei allen Einsätzen das stark verbindende, gemeinsame Menschliche – so ähnliche, urmenschliche Bedürfnisse, Hoffnungen und Sehnsüchte: Trauer, Angst, Liebe, Geborgenheit, Sicherheit, das Spiel zwischen den Geschlechtern. Auch wenn ich immer wieder Fremde blieb, hat mich insbesondere diese Erfahrung intensiv mit meiner Arbeit verbunden, mit den Frauen, Männern und Kindern vor Ort, und mir grosse Befriedigung gegeben: die Begegnung von Mensch zu Mensch, das miteinander Arbeiten bis zum Umfallen, das miteinander Lachen und der Humor trotz allem, Tränen, eine Umarmung; manches oft unverhofft, berührend und energisierend.

Christine Imholz:

Da sprichst du mir sehr aus dem Herzen. Das gemeinsam Menschliche macht es mir jetzt auch einfacher, wieder in der Schweiz zu leben, trotz meiner langjährigen «anderen» Vergangenheit.

Was ist anders? Ich weiss noch, dass ich nach den fünf ersten Jahren in Kolumbien auf die Frage des Unterschieds zwischen dem Leben in der Schweiz und in Kolumbien «Sicherheit/Unsicherheit» genannt habe: In der Schweiz scheint das Leben abgesichert, versichert von der Wiege (und schon vorher)

bis zur Bahre, planbar, «in der eigenen Hand», Gefahren werden erkannt und strukturell so weit als möglich in Schach gehalten (so habe ich gestern vernommen, dass im Kanton Aargau Hundebesitzer einen Kurs machen müssen, damit ihr Maskottchen anderen Menschen nicht zum Schaden gereicht. Auf dem Hintergrund von Kolumbien hat diese Info bei mir nur ungläubiges Kopfschütteln samt Lachanfall verursacht – aber bei genauem Nachdenken: Natürlich, so können wirklich Unfälle vermieden werden und das Leben wird sicherer!). Sicherheit hier in der Schweiz als sehr hoher Wert. Auf der Plastiktütenverpackung steht warnend: Nicht unbeaufsichtigt in die Hände kleiner Kinder geben, wegen Erstickungsgefahr! Voll abgesichert ist damit auch die Fabrik, die dann, wenn tatsächlich ein Kind ersticken würde, keine Haftung übernehmen muss. Und Menschen aus anderen Ländern suchen diese Sicherheit. Und Fremdes bedrohe diese Sicherheit, dieses Leben in sehr gesicherten Bahnen. Und Parteien gewinnen Abstimmungen mit dem Argument Sicherheit (des Arbeitsplatzes, des Wohn-

raums, des Goldes...). Oder eigentlich mit der Angst vor Unsicherheit. In Kolumbien ist Sicherheit auch ein hoher Wert (mit diesem Schlagwort wurde Alvaro Uribe zum Präsidenten gewählt und wiedergewählt, weil dank ihm die Panamericana wieder sicherer vor Entführungen wurde). Aber: Das Leben in Kolumbien ist wenig sicher, wenig verlässlich, wenig absehbar, wenig planbar, kaum in geordneten Bahnen. Mehr Gestaltungsmöglichkeit? Ja, aber auch Gestaltungsdruck. Erfindergeist, Spontaneität und Flexibilität sind gefragt, sind weitverbreitet, sind überlebensnotwendig. Schweizerin staunt über den Erfindungsreichtum, gerade der Frauen (aber nicht nur der Frauen), um ihre Familien zusammen zu halten, durchzubringen. Wäre ich unter solchen Umständen überlebensfähig?

Eveline Gutzwiller Perren:

Ich möchte nochmals die zentrale Bedeutung des Lebensgefühls «Sicherheit» unterstreichen, auf den Christine hingewiesen hat: Grundsicherheiten, die wir Menschen brauchen, um überhaupt erst menschenwürdig leben zu können. An

Kolumbien, Sabaleta: Christine Imholz besucht mit Dora Vargas, einer Psychologin der Pastoral Social von Tumaco, im Herbst 2007 das Auffanglager von internen Vertriebenen der Awà-Indianer im Schulareal von Sabaleta. Hier wird abgeklärt, was zusätzlich zur Nothilfe noch zur Stärkung der Gemeinde in ihrer jetzigen Situation unternommen werden kann. Foto: Melanie Seeholzer/COMUNDO



allen Einsatzorten, wo ich tätig war, waren diese Grundsicherheiten nicht gegeben respektiv wurden krass missachtet. Zum Beispiel:

– Überlebenssicherheit (genug zu essen und zu trinken haben): Die grosse Armut in Äthiopien bedeutete für grosse Teile der Bevölkerung ein täglicher Überlebenskampf. Häftlinge (nicht nur die politischen) in den Gefängnissen ohne Familienangehörige in der Nähe hatten Angst davor zu verhungern...

– Rechtssicherheit: willkürliches Verhaftetwerden, Verschwinden, Folter und Erschiessen während des irakischen Terrorregimes unter Saddam Hussein... Das Embargo, Repression, gezielte Falschinformation... Auch für uns IKRK-Mitglieder war es ein schwieriges Arbeiten: Jede Fortbewegung im Land brauchte eine amtliche Fahrerlaubnis, wir durften keinen Kontakt zu unseren lokalen Mitarbeitenden aufbauen, unsere Arbeit wurde auf Schritt und Tritt abgehört und überwacht. Wir hatten darum strikte Anweisung, keine sensiblen Daten per Mail oder Telefon auszutauschen; Papierdokumente, die nicht absolut nötig waren, sofort wieder zu schreddern... Ich fühlte mich wie eine Gefangene in einem goldenen Käfig... Und danach das absolute Chaos, die Zerstörung, das Plündern und Morden, das darauf folgte bis heute...

– (Schul-)Bildung und Information: Wissen, das Sicherheit vermittelt und die Bevölkerung überhaupt erst teilnehmen lässt am gesellschaftlichen Leben (eigenes Know How, unabhängige Meinungsbildung). Neben fehlendem Fachpersonal, Zugang und fehlender finanzieller Mittel für Medikamente etcetera war die (Kinder)Sterblichkeit in den abgelegenen Landstrichen in Angola unter anderem auch so gross wegen Unkenntnis (mangelnde Hygiene, kein Schutz vor Moskitos durch Netze und-soweiter).

– Bewegungsfreiheit (wie Felder bebauen, Handel treiben), die durch die kom-

plett zerstörte Infrastruktur (Strassen, Brücken, Telekommunikation) sehr eingeschränkt und täglich bedroht war durch die vielen Landminen, Streubomben, Blindgänger. Zu vielen Landstrichen in Angola hatten wir – nach 25 Jahren Bürgerkrieg mit unterschiedlichsten Frontlinienverläufen – noch lange Zeit keinen Zugang, weder per Strasse noch per Luft (da Pisten vermint waren)...

Menschliche Grundsicherheiten, von denen wir hier in der Schweiz selbstverständlich ausgehen und die wir teilweise exzessiv rückversichern wollen, prägen wesentlich unser menschliches Lebensgefühl.

Andreas Hugentobler:

Dritter Bruch: Leben als Familie zwischen Radikalität und Anpassung. Als Familie im Einsatz erhöht sich das Bedürfnis nach Sicherheit und minimaler Grundversorgung im Vergleich zu Einzelpersonen im Einsatz. Das tönt als Binsenwahrheit. Wir leben in einem Häuschen in einem Quartier der unteren Mittelschicht, die Mehrheit hier sind Menschen mit einem regelmässigen Einkommen. Bewaffnete Sicherheitsbeamte bewachen die Quartierein- und -ausgänge, zwei Strassen daneben beginnt eine «comunidad», ein städtisches Armenviertel. In der Arbeit mit Fundahmer/Basisgemeinden führt unser Lebensstil, unsere «Sicherheit» bei uns persönlich immer wieder zu Diskussionen. Was heisst es, als Familie Solidarität mit den Opfern und Armen zu leben? Die «insersion», das Hineinbegeben und Mitleben in Vierteln mit hoher Armut, Kriminalität und Gewalt ist für uns in radikaler Form nicht möglich, als Einzelpersonen jedoch sehr wohl. Doch auch wenn dies möglich ist: Unterschiede bleiben immer offensichtlich, radikales Gleichwerden ist utopische Illusion und von den Betroffenen gar nicht unbedingt gewünscht. Worin kann also unser solidarischer

Beitrag mit den Opfern und Armen genau bestehen, trotz Anpassung an einen Lebensstil der oberen Hälfte der Bevölkerung? Theoretisch ist das Problem einfach zu klären: In unserer Unterstützung ihrer täglichen Kämpfe. Doch eine wirklich subjektbezogene Unterstützung verlangt eine möglichst grosse Nähe zur Lebenswelt dieser Subjekte, um nicht in die NGO-Falle zu tappen (so etwa werden Workshops angeboten, die in Projektberichten hervorragend klingen, sich dann aber als punktuelle Events erweisen, ohne dass Prozesse mit den Betroffenen gestaltet werden).

ses grosse Vorbehalte dem Wort gegenüber hatten!). Auf dem Hintergrund ihrer Kosmovision/Weltanschauung hingegen, wurde es für uns besser verstehbar: Das «Sich Befreien» kann als «Sich Loslösen» aus dem gegebenen Kräftefeld missverstanden werden, eine Individualisierung, welche das Beziehungsnetz schwächt. Also ein Anti-Wert im Denken der Nasa/Paez, wo zuerst das Ganze, das Kollektiv kommt, und erst in zweiter Instanz das sich daraus ergebende Individuum. Und bei solchen Fragen merkte ich dann auch, wie sehr ich selber Kind der aufgeklärten Mo-

*Bolivien, El Alto:
Frauen verkaufen am
Strassenrand ihre
Ware und sorgen so
für ihre Familien.
«Schweizerin staunt
über den Erfindungs-
reichtum, gerade der
Frauen (aber nicht
nur der Frauen), um
ihre Familien zusam-
men zu halten, durch
zu bringen. Wäre ich
unter solchen Um-
ständen überlebens-
fähig?» Zitat Christine
Imholz siehe Seite 9.
Foto: Marcel Kauf-
mann/COMUNDO*



Christine Imholz:
Obwohl sich die Nasa/Paez-IndianerInnen seit den siebziger Jahren aus semifeudaler Knechtschaft befreit und zu einem Volk mit auch vom kolumbianischen Staat respektierten und offiziell anerkannten Autoritäten und abgesichertem Land entwickelt hatten, war es seltsamerweise trotzdem suspekt, von einem «befreienden Gott» zu reden, gerade, wenn es in der Jugendarbeit gebraucht wurde. (Es brauchte übrigens seine Zeit, bis wir Nicht-Indigenen das überhaupt merkten, dass vor allem die Führungspersonen des Indianerprozes-

derne bin, und wie Werte dieser Moderne plötzlich wieder an Wichtigkeit für mich gewannen: die Wichtigkeit jeder Person, die Individuation, das persönliche Gewissen, die persönliche Entscheidung, Selbstbestimmung, die Geschichte in die eigene Hand nehmen können... Was ich nicht missen möchte, auch und trotz dem Wissen um die Auswüchse, welche unser modernes Denken verursacht hat (Individualisierung, Vereinsamung, Egoismus, Ausbeutung, Hedonismus...). In der Grammatik haben wir gelernt: Es gibt das «ausschliessende <Oder>» (entweder oder) und das

«nicht ausschliessende ‹Oder›» (das oder jenes oder beides). Gibt es auch ein «gegensätzliches, aber sich brauchendes ‹Oder›»? Ich möchte brechen mit einem akzentuierten Entweder-oder-Denken und dem «Und-Und-Denken» Raum lassen.

Eveline Gutzwiller Perren:

Das Stichwort Kollektiv, das du eben gebraucht hast, hat mich sehr nachdenklich gestimmt mit Blick auf die Realität, die ich in Angola mit einem noch wackeligen Waffenstillstand nach 25 Jahren Bürgerkrieg erfahren habe: Ich hatte immer wieder das Gefühl, eine «kaputte» Gesellschaft vor mir zu haben. Ich begegnete vielen kriegstraumatisierten Menschen – abgestumpft; desinteressiert, nur noch auf den eigenen Vorteil bedacht; hortend, wo es etwas zu horten gab und mit überhaupt keinem Gefühl mehr für so etwas wie «Gemeinschaftssinn». Unsere Fahrer, die uns auf den langen Fieldtrips begleiteten, kauften regelmässig zu viel Lebensmittel für unterwegs ein. Das gemeinsame Essen kam mir vor wie ein hastiges Herunterschlingen von Nahrungsmitteln. Einer der Fahrer sagte mir einmal: «Weisst du, um zu überleben, hätten wir alle ohne mit der Wimper zu zucken unsere eigene Grossmutter geopfert.» Ich hatte manchmal das Gefühl, in den eineinhalb Jahren, in denen ich in Angola war, wo wir fast wöchentlich abends Zeit mit miteinander Essen um ein Feuer irgendwo im Busch verbrachten, ging es unter anderem darum, ganz allmählich wieder das Zusammensein in einer Gemeinschaft, wo man einander vertrauen konnte, zu erlernen...

In dieser Zeit wurde ich sehr stark von diesem Und-Und-Denken, wie du es sehr treffend beschreibst, geprägt – in verschiedenerlei Hinsicht: Es gibt nicht einfach die Guten und die Bösen. Meist ist es sehr viel vielschichtiger... Es gibt nicht nur die eine oder die andere Lösung, oft braucht es viele verschiedene

Lösungsansätze. Leben bedeutet Kompromisse – überall da, wo diese ein wenig mehr Leben möglich machen. Leben ist kaum je *entweder oder* sondern *und... und... auch... und nicht... und... auch...*

Nach meiner Rückkehr in die Schweiz war ich überfordert vom Mega-Einkaufsangebot, und ich scheute mich, Konsumhallen zu betreten. Riesige Freude hatte ich dagegen an dem zurückgewonnenen Bücheruniversum: einfach so in eine Buchhandlung gehen zu können mit Sachbüchern, Romanen, Atlanten, Zeitschriften! Und dann die Freiheit, dort durchzugehen und zu wandern, wo ich wollte, ohne behördliche Erlaubnis, ohne Angst vor Land- und Personenminen. Und zu schreiben, ohne ständig zu schreddern... Anders war danach, dass das, was für mich zuvor als selbstverständlich galt, durch andere Realitäten relativiert wurde oder auch ergänzt. Prioritäten haben sich (teilweise leider nicht bleibend) verschoben. Ich bin vielen Brüchen in einem Menschenleben, in Gesellschaften, unseren menschlichen Gebrechlichkeiten und Endlichkeiten begegnet, und auch tiefen menschlichen Abgründen. Ich denke, mein Denken, auch mein Fühlen ist irgendwie weiter geworden, tiefer, realistischer, toleranter, irgendwie auch menschenverständiger. Es ist wohl auch nicht ganz Zufall, dass ich nun in einer psychiatrischen Klinik arbeite...

Mehrwert Mensch

◆ *Was bringt ein Personaleinsatz an Ort im Unterschied zu finanzieller Zusammenarbeit? Erlebt ihr einen Mehrwert, der durch den Faktor «Mensch» gegeben ist: Mehrwert Mensch? Dort und hier? Müsste es nicht mehr Personaleinsätze aus dem Süden hier bei uns geben?*

Simone Dollinger:

Personaleinsatz oder doch besser direkte finanzielle Unterstützung? Persönlich denke ich, dass beide Formen der Entwicklungszusammenarbeit ihre Stärken und Schwächen haben. Ich möchte das an unserem konkreten Einsatz verdeutlichen: Dank unserer physischen Präsenz können wir unsere Aktivitäten sehr stark an den Bedürfnissen vor Ort ausrichten und haben im Rahmen der Vereinbarung zwischen COMUNDO und Partnerorganisation die Möglichkeit, auf das sich schnell verändernde Umfeld einzugehen und Prozesse zu begleiten. Das scheint mir eine Stärke von Personaleinsätzen ganz allgemein zu sein. In den wenigen Monaten, in denen wir bei der Partnerorganisation arbeiten, mussten wir feststellen, dass finanzgebenden

Institutionen mit ihren zig verschiedenen Formularen und manchmal sogar vordefinierten Projektideen die Institution völlig überfordern. Dies führt dazu, dass sich der Inhalt der Formulare bisweilen zu wenig an den Bedürfnissen der Partnerorganisation ausrichtet, sondern sich an den Kriterien der finanzgebenden Institution orientiert. Dahinter steht die Angst, man könnte das Geld nicht bekommen. In Bolivien sind NGOs auf jeden Rappen angewiesen, weil sie oft zu hundert Prozent auf ausländische Geldgeber angewiesen sind. Wenn es dann um die Umsetzung geht, merkt man, dass die Ziele viel zu hoch gesteckt wurden oder irgendwie einfach nicht ganz ins Profil der Institution passen. Es kommt mir so vor, als ob bisweilen immer noch der alte Mechanismus – der Norden bestimmt über den Süden – praktiziert würde. Ich stelle auch fest, dass man sich nicht so recht getraut, ein Formular oder eine Rückmeldung ausländischer Geldgeber kritisch zu hinterfragen, sondern einfach alles so hin nimmt.

Christine Imholz:

Ich habe sogar den Eindruck, dass dieser «Neokolonialismus» (wie ich ihn drastischer nenne) in den letzten Jahren wieder stark zunimmt. Dies hat vielleicht auch mit der Ökonomisierung der sozialen Arbeit in Europa (eventuell weltweit?) zu tun: Auch die Entwicklungszusammenarbeit (die finanzielle, aber auch die personelle) habe ich in letzter Zeit stark als vom westlichen Wirtschaftsdenken her beeinflusst erlebt. NGOs sprechen von «Klienten», wir erarbeiten «Produkte», wir haben ein «Kerngeschäft» – und wenn möglich in englischer Terminologie. Organisationsstrukturen werden jenen angepasst, welche in der neoliberalen Wirtschaft als erfolgreich gelten. Es kam mir oft so vor, als ob diese neoliberale Wirtschaft zum einzig gültigen Referenzpunkt geworden wäre. Dabei erlebte ich

in Kolumbien Organisationsformen von Bewegungen, die ganz anders «tickten» und doch nachhaltig erfolgreich und durchschlagskräftig waren.

Was ist in diesem speziellen Bereich der Mehrwert Mensch? Als Menschen aus Europa konnten wir oft versuchen, diese Projektlogik verständlicher und darum handbarer für die Menschen vor Ort zu machen (siehe auch weiter oben). Aber wir konnten diese Logik auch relativieren helfen und einen kritischen Umgang damit anregen, den die Leute oft von sich aus nicht getrauten (wie du auch schreibst). Und wir konnten ihnen Wertschätzung für ihre Art Organisation und ihre Art, die Dinge anzugehen, direkt und im täglichen Leben vermitteln.

Simone Dollinger:

Andererseits möchte ich auch einen Personaleinsatz nicht idealisieren. Mein Partner soll ein Forschungszentrum mit aufbauen helfen. Aber was tun, wenn dafür eigentlich keine finanziellen Mittel vorhanden sind?

Christine Imholz:

Einsatz in Bogotá: Für ein gutes Jahr habe ich im Projekt der Casitas Bíblicas mitgearbeitet, wo auch Susanne und Markus von der BMI gleichzeitig im Einsatz waren. Im Vorfeld wurde uns gesagt, dass die Casitas Bíblicas in ihrem Viertel aktiv werden wollten, um aus dem Prozess der Bibellektüre heraus Antworten auf soziale Probleme geben und etwas an den ungerechten Verhältnissen ändern zu können (so ein wenig nach dem Idealbild der Basisgemeinden). Es gab Drogenkonsum unter Jugendlichen, Armut, Mangelernährung/Hunger, Arbeitslosigkeit, Gewalt. Die Teilnehmenden der Casitas Bíblicas waren selber ökonomisch in prekären Arbeitsverhältnissen oder wenig sicheren Lebenslagen. Wer Arbeit hatte, ging früh aus dem Haus und kam spät wieder in die Familie zurück, hatte kaum Zeit

für diese und noch weniger für soziales Engagement. Wir waren dort, um sie in ihrem Prozess zu begleiten, auch bei diesem Schritt zum sozialen Engagement. Doch dieser von uns aufgrund des Projektbeschriebs erwartete Schritt wollte nicht erfolgen! Frustration meinerseits. Machen wir etwas falsch? Ist der Projektbeschrieb eine wohlthuende Lüge? Wollen die Leute gar nicht über ihren Gruppenrand hinausschauen? Bis mein Kollege eines Tages die Frage aufwarf: Müssen sich eigentlich die Armen immer auf Strukturveränderung hin engagieren? Dürfen sie nicht einfach Selbsthilfegruppen sein, die versuchen, sich gegenseitig zu stärken und Räume zu schaffen, wo sie sich gut, sicher, angenommen fühlen? Wo sie sein können? (In der Schweiz zum Beispiel ergab eine damals neu veröffentlichte Studie über Gruppenbildung im kirchlichen Bereich, dass sich ein Grossteil der Gruppen zur Selbsthilfe treffen). Das war für mich ein Schlüsselsatz und hat den Blick auf das Projekt geweitet. Ja, warum sollen eigentlich die Arm-Gemachten (auch armgemacht an verfügbarer Zeit, weil eingespannt in die Suche ums tägliche Überleben) nun auch noch die Verantwortung dafür übernehmen müssen, die grossmächtigen wirtschaftlichen Strukturen zu verändern, die sie arm machen? Warum dürfen sie nicht für sich einfach einmal Gruppen sein, in denen sie sich wohl fühlen, auftanken, zwischenmenschliche Beziehungen stärken können – kleine Inseln der emotionalen Sicherheit bilden inmitten der Grossstadt? Auch wenn diese sonst nichts verändern? «Müssen» sie sich befreien wollen?

Eveline Gutzwiller Perren:

Ich pflichte dir aus den Erfahrungen, die ich während meiner Einsätze gemacht habe, voll bei: Ich glaube auch, dass es insbesondere für Menschen in Krisen- und Kriegsgebieten, aber auch

bei uns bereits eine enorm positive, beglückende und auch befreiende Erfahrung ist, in «Selbsthilfegruppen (zu) sein, die versuchen, sich gegenseitig zu stärken und Räume zu schaffen, wo sie sich gut, sicher und angenommen fühlen». Einen Ort, wo Vertrauen zu einander und in sich selbst wachsen kann und wo heilende und tragende Freundschaften entstehen. Auf diese Weise entsteht ein Stück menschlichere Welt und findet von Grund auf Weltveränderung statt.

*Kolumbien, Bogotá:
Eine Gruppe von vier
kolumbianischen
Künstlern entwickelt
und malt zusammen
mit Kindern, Jugend-
lichen und Erwachse-
nen ein Wandbild für
den Salon von Casi-
tas Bíblicas.
Foto: Markus Büker-
Brenner/COMUNDO*



Andreas Hugentobler:

Vierter Bruch: Wie kann die Erfahrung einer ergebnisoffenen «Entwicklung von unten» zurück nach Europa kommuniziert werden? Wie ist es möglich, ein Bewusstsein für diese subtilen und persönlich anspruchsvollen Prozesse zu schaffen, ohne in erster Linie von Zielen und Projekten zu berichten? Was soll davon in einen Rundbrief? Ist es möglich, damit eine Institution oder Pfarrei für ein Projekt zu motivieren, wo doch alles so vage, wenig effizient und zielgerichtet klingt? Letztlich ist es eine methodische Frage: Keine der lateinamerikanischen Befreiungsbewegungen, die am Beginn der Formulierung der Befreiungstheologien stehen, ist als formuliertes Projekt entstanden. Befreiung und Ermächti-

gung beginnen immer ganz unten, als tägliche, kreative und ergebnisoffene Prozesse/Proteste mit beachtlicher Sprengkraft. (Dies lässt sich zur Zeit bei der mexikanischen Protestwelle der Empörung gegen das Verschwindenlassen der 43 AbsolventInnen des Lehrerseminars in Ayotzinapa mit kontinentweiter Ausstrahlung feststellen.) Viele dieser Bewegungen von unten entfalten ihr Potenzial aufgrund ihrer Akteure (Opfer, Arme, Unterschicht) sowie aufgrund der solidarischen Begleitung, Unterstüt-

zung und Verbreitung anderer. Projekte mit klarer Formulierung hingegen entsprechen häufig einem Controlling-Interesse der Unterstützenden aus dem Norden und laufen Gefahr, im kapitalistischen Effizienzdenken eingeschlossen das tatsächliche Ziel der Option für die Opfer und Armen zu vergessen: das Einlassen auf ihren kulturellen Prozess der Ermächtigung vor Ort und von unten und als zweiter Schritt: das solidarische Mitgehen, Unterstützen und Weiterentwickeln.

Andrea Moresino:

Der Personaleinsatz bei Casitas Bíblicas im Südosten von Bogotá ermöglicht mir die Begegnung mit Menschen anderer Kulturen und anderer sozialer Her-

kunft. Ich darf in einen Austausch mit diesen Menschen treten. Durch den direkten Kontakt mit den Menschen hier kann ich vieles von ihnen lernen, erfahren und auch meinen Horizont erweitern. Ich bin nicht diejenige, die ihnen sagt, wo es langgeht, sondern ich darf sie unterstützen, mit dem, was ich in meiner Ausbildung gelernt habe, und dies mit ihrem Wissen verbinden. Im direkten Gespräch und Leben vor Ort ist meines Erachtens viel mehr an Entwicklung möglich, als wenn es sich um eine reine finanzielle Unterstützung handelt. Diese ist sicherlich auch notwendig und wichtig, aber ein gegenseitiger Austausch ist wenig möglich.

Da ich einen gegenseitigen Austausch als positiv sehe und erlebe, würde ich einen Personaleinsatz aus dem Süden in unserer Heimat begrüßen. Ohne pauschal über den Kamm zu scheren, bin ich mir aber nicht sicher, wie gross die Offenheit beispielsweise in der Schweiz für solche Einsätze ist.

Eveline Gutzwiller Perren:

Ich fühle mich seither viel mehr als Erdenbürgerin. Und es ist so die über die verschiedenen Kulturen, Religionen, Sprachen und Mentalitäten hinausgehende, bleibend ermutigende Erfahrung und Erinnerung, dass es auf unserem Planeten überall Menschen gibt, die ihr Leben leben für mehr Menschlichkeit, die ihre Hoffnung nicht aufgeben und immer wieder um diese Hoffnung kämpfen, dass es irgendwann besser sein wird auf unserer Erde. Um sich dies aber auch immer wieder gegenseitig vergewissern zu können, dafür, glaube ich, braucht es auch den persönlichen Austausch, das miteinander Arbeiten, gemeinsame gelungene Projekte, körperliche Tuchfühlung, das Diskutieren, Nachdenken, Witzeln, Lachen und Schweigen von Mensch zu Mensch über Kulturen und Ländergrenzen hinweg.

*Kolumbien, Bogotá:
Die Einweihung des
Zentrums von Casas
Biblicas fand
unter anderem mit
einer Haussegnung
am Ende einer Pilger-
prozession statt. Leo
Dia überreicht das
Weihwasser aus einer
Quelle im benachbar-
ten Stadtviertel dem
Padre Alberto Cam-
argo, einem Mit-
gründer von Casas
Biblicas.*

*Foto: Markus Bükler-
Brenner/COMUNDO*



Aus der Bewegung

Aus dem Vorstand

Der Vorstand arbeitet intensiv. Das sieht man z.B. an den Veranstaltungen. Die sollen dieses Mal den Bericht aus dem Vorstand ausmachen:

- Zentralschweizer RomeroTage 21. bis 24. März mit dem Thema: «Saatgut – gut für alle?» Das ganze Programm wird den TheBe-Mitgliedern zugestellt und findet sich unter www.romerohaus.ch/Veranstaltungen/RomeroTage. Daraus empfehlen wir besonders die RomeroTagung vom 21. März im RomeroHaus Luzern und das politische Nachtgebet vom 24. März, 19.30 Uhr, in der Kirche St. Karl, Luzern.
- Schweizerischer Ostermarsch: Bern, 6. April (www.ostermarschbern.ch)
- Friedensweg am Bodensee: Bregenz 6. April
- TheBe-Jahresversammlung: 6. Juni, im St. Jakob (am Stauffacher), Zürich. Sie beginnt um 10.00 Uhr. Nach dem Mittagessen gibt es eine gemeinsame Veranstaltung zusammen mit *Neue Wege* und Religiös-Sozialistische Vereinigung (Resos).
- TheBe-Tagung: 31. Oktober, Luzern (siehe Bericht der AG Justitia et Pax)

Veranstaltungen

Justitia et Pax – wie weiter? Öffentliche Tagung der AG pro Justitia et Pax am 31.

Oktober 2015 im Romerohaus Luzern (siehe Gruppen).

Gruppen

WärchtigsChristInnen

Sechs Mal trafen sich die sieben treuen WärchtigsChristInnen im Jahre 2014 zu einem Austausch, jeweils abends in den Räumen der Jugendseelsorge Solothurn in Olten. In Zentrum der Diskussion stand die Idee der «Gemeinwohl-Ökonomie», eines alternativen Wirtschaftssystems, das auf Menschenwürde, Solidarität, Kooperation, ökologischer Verantwortung und Mitgefühl aufbaut. Wir lesen aus dem Buch «Gemeinwohl-Ökonomie» von Christian Felber (Verlag Deuticke), das aktuell die Basisliteratur für eine Bewegung ist, die sich von Österreich aus in Europa etabliert und auch in Luzern einen Förderverein gegründet hat: Wirtschaftliche Unternehmen vernetzen sich unter der Vision, dass der Zweck ihres Wirtschaftens und die Bewertung ihres Unternehmenserfolgs anhand gemeinwohlorientierter Werte definiert und mit einer «Gemeinwohl-Bilanz» gemessen wird. Auf politischer Ebene will die Bewegung Veränderungen der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen bewirken – mit dem Ziel, für alle Lebewesen ein gutes Leben zu ermöglichen, indem das Gelingen von zwischenmenschlichen

Erwägungen

Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung – TheBe

Redaktion dieser Ausgabe

Peter Zürn,
peter.zuern@swissonline.ch
Mehr Informationen unter www.thebe.ch

Administration

TheBe, Postfach 4203,
6002 Luzern
info@thebe.ch,
www.thebe.ch

Abopreis

Das Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung erscheint zwei Mal im Jahr – neu im Februar und August als Beilage der *Neuen Wege*. Das Abonnement ist Bestandteil der Mitgliedschaft der TheBe.

Mitgliedschaft

Wollen Sie Mitglied der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung werden? Schicken Sie ein E-Mail mit Ihrer Adresse an

info@thebe.ch oder senden Sie den untenstehenden Talon an uns zurück. Der Mitgliederbeitrag liegt bei Fr. 30.–, der Solidaritätsbeitrag bei Fr. 50.–.

.....
Ich werde Mitglied der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung:

Name	Vorname
_____ Strasse, Nr.	
PLZ/Ort	Tel.
_____ E-Mail	

Talon senden an: Theologische Bewegung für Solidarität und Befreiung, Postfach 4203, 6002 Luzern

und ökologischen Beziehungen zum Ziel wirtschaftlichen Handelns erhoben wird. Die WächtigsChrischtlnne freuen sich über jedes TheBe-Mitglied, das bei ihnen mitdiskutieren möchte. Auskünfte bei Paul Jeannerat, 031 859 33 46 46, *graenicher.jeannerat@gmx.ch*

Frauen-Lesegruppe «Feministische Theologie»

Wir – zwei reformierte und vier katholische Theologinnen – treffen uns alle sechs bis acht Wochen in Bern und diskutieren über ein gemeinsam ausgewähltes feministisch-theologisches Buch. Wir lesen Bücher aus allen theologischen und auch philosophischen Disziplinen.

Im Moment lesen wir gerade das neueste Buch von Ina Praetorius: «Erbarmen. Unterwegs mit einem biblischen Wort», Gütersloh Verlag, 2014. Ina Praetorius hat sich diesem alten biblischen Wort ausgehend von der Unterschriftensammlung und ihrer persönlichen ethisch-theologischen Auseinandersetzung mit der Volksinitiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen (2012) neu angenähert und es u.a. umschrieben als «unbedingte Zuwendung». Zuvor haben wir uns mit dem aktuell viel diskutierten Thema «Spiritual Care» beschäftigt mit Hilfe des Buches «Spiritualität und Spiritual Care». Orientierungen und Impulse von Birgit und Andreas Heller, Hans Huber Verlag, 2014.

Unsere Frauen-Lesegruppe trifft sich in der Regel mittwochs von 18.45–20.45 Uhr zum Diskutieren und miteinander Essen (Teilete) bei einer Frau zuhause (zehn Minuten vom Bahnhof SBB Bern).

Sehr gefreut haben wir uns bei unserem letzten Treffen über das Dabeisein unserer jüngsten Teilnehmerin: die sechs Wochen alte Lina Margaretha, die sich in der Frauerunde offensichtlich sehr wohl fühlte. In nächster Zeit werden zwei unserer Frauen leider aufgrund beruflicher und ausbildungsbedingter zeitlicher Zusatzbelastungen für eine gewisse Zeit pausieren.

Leseinteressierte Frauen sind darum herzlich willkommen. Die nächsten Lesetreffdaten sind: Mi, 4. März; Mi, 22. April und Mi, 10. Juni 2015.

Frauen, die Lust haben mitzulesen, melden

sich bitte bei: Eveline Gutzwiller Perren, Tel. 033 221 43 24 oder *evgu@pe-gu.ch*.

AG pro Justitia et Pax – Tagung

Der Beschluss der Schweizer Bischofskonferenz vom Juli 2012, das Generalsekretariat von Justitia et Pax zu verkleinern, und der darauf folgende Austritt einer Reihe von Mitgliedern der zugeordneten Kommission haben zur Gründung der Arbeitsgruppe Pro Justitia et Pax in der TheBe geführt. Die AG verfasste ein «Memorandum für die Stärkung und Erneuerung von Justitia et Pax» und gewann mehr als 20 Organisationen, es zu unterschreiben und mitzutragen. Das Dokument wurde von Abt Martin Werlen als Vertreter der Kirchenleitung entgegengenommen, von der Bischofskonferenz diskutiert und vom Präsidenten der SBK Bischof Markus Büchel verdankt.

Die Arbeitsgruppe hat im Verlauf der letzten Monate das Anliegen weiter verfolgt. Wir waren mit dem Sekretär und dem Präsidenten der Kommission im Gespräch, hatten ein Treffen mit dem ab 2014 für Justitia et Pax zuständigen Bischof Felix Gmür und standen auch im Kontakt mit dem Sekretär der RKZ, Daniel Kosch. Doch wir mussten feststellen, dass sich trotz allseitig geäußertem gutem Willen kaum etwas bewegt.

Jetzt hat sich die AG zu einem neuen Schritt entschlossen. Ist es nicht einen Versuch wert, die Sache von unten, sozusagen von der Peripherie her anzugehen? Papst Franziskus macht uns ja Mut, die konkreten gesellschaftlichen Spannungen in unserer globalisierten Welt, in denen es um Gerechtigkeit, Frieden und die Integrität der Schöpfung geht, als dringlich wahrzunehmen und gemeinsam daran zu arbeiten. Bei allem Respekt vor der Eigenart und Vielfalt der verschiedenen kirchlichen Organisationen und Körperschaften der Schweiz denken wir, dass es durchaus sinnvoll sind, sich bestimmten Herausforderungen gemeinsam zu stellen!

Wir wagen es, am *Samstag, 31. Oktober*, zu einer Tagung im RomeroHaus Luzern einzuladen. Der Arbeitstitel der Tagung lautet: *Justitia et Pax – wie weiter?* Das Programm ist noch offen und muss noch erarbeitet werden. Bitte den Termin vormerken!